Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 44 (1968-1969)
Heft: 2

Artikel: ...und unten blühen Königskerzen
Autor: Hedwig, M. / Walter, Silja
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1078989

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

...und unten blühen Königskerzen

Von Schwester M. Hedwig O. S. B. - Silja Walter
Mit drei unveröffentlichten Gedichten

Eine Nonne ist für den Schweizer im allgemeinen eine katholische Schwester in Haube und Habit, die in Spitälern, Schulen und Heimen wirkt. Und sehr oft verwechselt er ihre Tätigkeit mit ihrem Beruf.

Der Franzose sagt: une religieuse. Und er nennt ihr Leben kurzerhand: la vie religieuse. Damit definiert er. Eine Nonne ist nicht zuerst eine Krankenschwester oder eine Lehrerin, sondern eine gottgeweihte Frau. Eine Religiose. Religion ist ihr Beruf. Religion im Sinn von Gottesverehrung. Als Gottesliebe, die Liebe zum Menschen bewirkt.

Von daher wird man Existenz und Leben der Moniales verstehen. Jener Nonnen, die in strenger Klausur, das heißt, in der Abgeschiedenheit ihres Klosters (claustrum) das mönchische, das monastische Leben leben.

Wir Nonnen im Kloster Fahr sind Moniales. Fahr ist ein Monasterium. Ein Benediktinerinnen-Priorat. Seit seiner Gründung durch Schenkung der Freiherren von Regensberg 1130 gehört es als erstes Tochterkloster der Benediktinerabtei Maria-Einsiedeln. Ihr Abt ist unser Abt. Leitung und Verwaltung des Fahr liegen bei ihm. Er überträgt sie der Priorin, die dem Konvent vorsteht, sowie einem geistlichen Leiter und einem Ökonomen aus seiner Mönchsgemeinde: dem Spiritual und dem Probst.

«Folge mir nach!»

Unser Konvent, unsere klösterliche Gemeinschaft, besteht heute aus etwas mehr als vierzig Schwestern. An seiner Spitze steht die Mutter Priorin, ihr zur Seite als ihre rechte Hand Frau Subpriorin.

Das Noviziat gehört nicht zum Konvent. Postulantinnen und Novizinnen werden von der Novizenmeisterin betreut. Das Kriterium unserer Heiligen Regel auf Echtheit einer Berufung ist einzig «ob er wirklich Gott suche». Das Kirchenrecht ordnet zu ihrer Prüfung und Klärung eine Probezeit von mindestens viereinhalb Jahre an. Jede kann während dieser Zeit frei austreten oder auch entlassen werden.

Schwester Katharina kommt aus einem großen Konfektionshaus. Sie war eine gewandte und tüchtige Verkäuferin. Sie liebte die Stadt. Ihre persönliche Selbständigkeit und ihre Bücher. Ihr Bruder ist Verlagsleiter. Sie trat mit 23 ein.

Schwester Marietheres stammt aus den Bergen. Im Sommer zog sie mit den Kühen vom schönen Hof im Tal auf die Alp ihres Vaters. Im Winter ging sie in Hausdienst. Sie erlernte die Säuglingspflege und besuchte dann einen Kurs der Bäuerinnenschule unseres Kloster. Daraufhin gab sie die Berge und die ganz kleinen Kinder, an denen ihr Herz hing, auf und bat um Aufnahme.

Schwester Claudia arbeitete jahrelang im Service. In verschiedenen großstädtischen Tea-Rooms.

Eine war Zuger Krankenpflegerin. Andere stammen aus Lehrersfamilien. Zwei kamen mit dem Primarlehrerinnenpatent. Eine davon vom Phil.-I-Studium weg. Eine war Schneiderin. Eine kam aus der Arbeit

Es ist lange her, daß ich in Begleitung des gütigen und ehrwürdigen Generalvikars Dr. Teobaldi an einem Herbstabend Silja Walter im Kloster habe besuchen dürfen. Nach der Besichtigung einiger Räumlichkeiten, des Gartens und der Kirche wurden wir in ein großes dunkles Zimmer geführt, wo wir uns an einen Tisch setzten und warteten. – Alsbald ging die Türe auf, strahlend und klar trat Schwester Hedwig ein, begrüßte uns, zündete Licht an.

Bereitwillig hörte sie sich meine Wünsche an; ich bat sie um einen Artikel über ihr Leben im Kloster, über Inneres und Äußeres, über Persönliches und Allgemeines. Sie hörte zu und nickte, und ich fragte weiter. Je mehr ich aber fragte, desto merkwürdiger kam ich mir vor mit mei-

nem Ersuchen um Eigenes, Persönliches, denn hier bestimmten nicht die Details persönlicher Neigungen Denken und Reden. – Ich stand da unversehens in einem Raum, der mir zwar nicht unbekannt, in dieser Dichte aber kaum noch bewußt geworden war: im Raum, der ganz vom Ganzen erfüllt war . . . und in dem die Alltagssprache so hart und leer hallte.

«Ich werde es gerne versuchen», hatte Schwester Hedwig beim Abschied zugesagt. – Die Aufgabe war nicht leicht, man mußte der Sache sprachlich, geistig und geistlich gewachsen sein. Daß Silja Walter beide Seiten gleichermaßen beherrscht, war unser Glück. Wir danken der vor einem Jahr von der Stadt Zürich ausgezeichneten Dichterin und der Klosterfrau im Fahr! *B H.*

in der Jugendbewegung. Eine Reihe von Schwestern kommen von bäuerlichen Gutsbetrieben. Andere aus Handwerkersfamilien.

Das junge Mädchen, das um Aufnahme bittet — kirchenrechtliches Mindestalter 18 Jahre — kommt ins Fahr, weil es Gott sucht und darum «Mönch werden» will. Das bedeutet für sein Herz, für seinen Verstand: Gott haben. Im Grunde sucht es Gott, weil es ihn schon gefunden hat und ihn daher noch mehr suchen will. Man tritt nur unter Gottes Anruf ein. Oder aber man verläßt die Klausur sehr bald wieder. «Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt». Die Berufung zum monastischen Leben gehört ins Geheimnis des Glaubens. Sie ist Gnade.

Es bleibt noch zu sagen, daß das nicht katholischer Mystizismus ist. Es ist evangelische Realität. Gott beruft immer auf evangelische Weise, nach Art jener Offerte Christi an den jungen reichen Mann, Matthäus 19, 20, wenn er jemanden beruft. Und er beruft nur zum evangelischen Leben, zu keinem andern. Das monastische ist *eine* Form, nicht die einzige.

Klausur ist Wüste

Man sieht das Idyll in der kleinen Senke am Fluß nicht, wenn man eintritt. Man ist vom ersten Augenblick an der Klausur verfallen. Die neuen Schulgebäude, das Schaffnerhaus, ein schöner kleiner Riegelbau, Gutsbetrieb, Meierhof und das umgebaute Fischerhaus am Wasser drüben mit den Birken, das entdeckt man alles erst später. Auch die Rokoko-Kirche, in der man oben hinter dem vergoldeten Holzgitter kniet, sieht man sozusagen nicht. Sie hat interessante kunsthistorische Aspekte. Aber das überläßt man, wenn man eintritt, den Touristen. Man kniet oben hinter den Gittern, steht oben im Chor, oft ist der goldblühende Raum unten völlig dunkel, man denkt nicht darüber nach, wie er aussieht. Der Chor gehört zur Klausur und unten ist das Tabernakel, mehr will man am Anfang nicht wissen.

Die Gänge in der Klausur sind sehr hell. Ziemlich breit und mit Ziegelplatten ausgelegt. Links Zellentür an Zellentür. Rechts Fenster an Fenster, und unten blühen die Königskerzen. Diese Gänge sind «redeverbotener Ort». Auch zur Zeit der Erholung. Auch hat man darin möglichst leise zu gehen, und niemand hat die Erlaubnis, eine Türe zuzuschlagen. Man lernt das im Noviziat. Es ist gerade im Noviziat nicht selbstverständlich. Alle Novizinnen der Welt sind energiegeladen wie junge Freiwillige, die zum ersten Mal in den Krieg ziehen. Die vom Fahr gleichen in ihrem weißen Schleier eher den kühnen Möwen über der Limmat als den scheuen wilden Tauben des Hohen Liedes. Das bringt die Klausur mit sich. Man empfindet sie beim Eintritt sogleich als das «Höchste und Größte», was es auf der Welt gibt. Weil sie nicht mehr Welt ist. Man empfindet sie als Wüste. Manchmal verirrt sich ein Vogel in einen der Gänge. Dann öffnen wir eifrig sämtliche Türen und Fenster der ganzen Länge entlang; zehn, zwanzig. Er ist nicht auf die Klausur verpflichtet. Manchmal duftet auch der Jasmin herauf.

Das monastische Leben ist das einfache Leben. Oder besser: das auf Gott

I

Ich weiss nichts.
Warum weiss ich nichts?
Was weiss ich.
Die Bäume singen auch nicht mehr.
Und man hat ein heisses schwarzes
Tuch um den Kopf.
Ich möchte meinem kleinen Bruder
sagen: es ist etwas dahinter,
verstehst du.
Hinter den Wäschekörben
und Antiphonarien
und hinter der Dogmatik.
Hinter dem Silentium.
Hinter den Prozessionen
durch die Klostergänge
und hinter dem Ganzen.
Dahinter.
Und das ist unendlich unendlich.

Einmal wird es aber ausbrechen.
Dann wird wohl alles zerspringen,
dann.
Versteht sich.
Da kann nichts mehr bleiben.
Auch dieser Hof nicht.
Auch das Blumenhaus nicht.
Alles wird weg sein,
alles.
Der Turm und die Brücke
samt dem Gänsestall,
die Mühle und alles wird dann
zerspringen, weil es ausbricht, dann.
Ich muss mich nur gedulden,
Sicher.

Die Lilien riechen so stark
in die Zelle herein,
nachts.

hin sich vereinfachende Leben. Die Moniale will Gott. Schon darin liegt die größte Vereinfachung für einen Menschen, schon gar, wenn es eine junge, moderne, differenzierte Frau ist. Sie holt sich aus der Weite und Breite und Problematik der Welt und ihres eigenen Herzens zusammen und herein in die Einfalt eines einzigen Hauses. In die Einfalt der Klausur. In eine Zelle.

Nicht «meine» Zelle, sondern «unsere» Zelle

Jeder von uns steht eine Zelle zur Verfügung. Man wohnt darin, aber man ist nicht darin zuhause. In der Klausur gehört einem nichts mehr. Auch die Zelle nicht. Jede kann jederzeit in eine andere verschickt werden. Alles Nötige ist jedoch vorhanden. Seit kurzem selbst Radiator und fließendes Wasser. Jedoch keine Bodenläufer und keine Raumkunst. Nichts Überflüssiges. Auch die Zelle ist Wüste. Wir sagen immer: «unsere Zelle».

Wir sagen auch «unser» Mantel. Auch wenn wir den und nur den meinen, den wir eben tragen. Wir sagen ebenso: «unsere» Sandalen, «unser» Buch, «unsere» Seife, und «unsere» Schreibmaschine. Weil mir nichts gehört, weil alles allen gehört. Alles ist uns nur zum Gebrauch gegeben, gemäß der heiligen Regel. Das ist der benediktinische, der urchristliche Kommunismus in der Klausur.

Jeden Abend muß man um halb neun auf der Zelle sein. Dann wird die Zelle zum Ort jener heiligen Einsamkeit: Subiaco in Italien, wo der junge Benediktus «mit sich allein unter den Augen seines himmlischen Beschauers wohnte». Um neun Uhr müssen wir die Lampe löschen. Dann fahren aber die Scheinwerfer von unten herauf über das hölzerne Getäfer. Oft fahren die Wagen um diese Zeit noch pausenlos über die Brükke. Manchmal ist Tanz jenseits des Flusses. Je nachdem der Wind geht, hört man dann die Jazztrommel wie eine leise rhythmische Pumpe.

Dann holt man alle herein in seine dunkle Stille. In sein Gebet. Die in den eleganten Wagen und die in der Bar. Sie wissen es vielleicht noch nicht, daß Gott sie liebt. Oder sie haben es möglicherweise vergessen. Sie sollen es aber erfahren. Darum haben wir alle selber den Wagen und den Tanz aufgegeben und sind in eine Klausur und in eine Zelle eingetreten, in den Gehorsam und in eine Kommunität. Das Geheimnis der Klausur und des Gehorsams gehört nicht mir, nicht uns, es gehört allen Menschen.

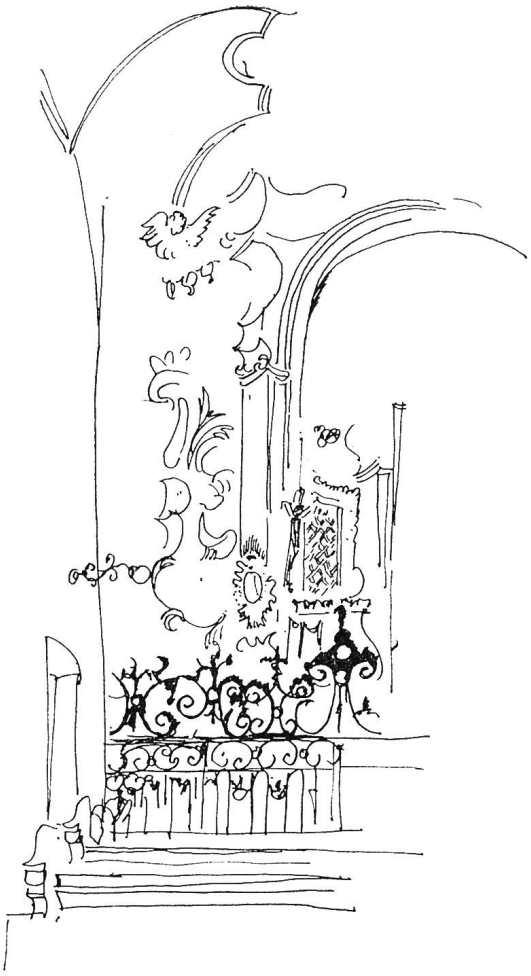
Wir üben das Schweigen

Das Klima der Klausur ist das Schweigen. Auch das Schweigen ist Vereinfachung. Wir haben es zu üben, zu lernen. Man übernimmt es als Gehorsam. Es ist Training, Zucht, Selbstüberwindung. Das große nächtliche währt von abends halb neun, von der Komplet weg, bis anderntags morgens halb neun. Tagsüber ist das «kleine Silentium» vorgeschrieben. Es verpflichtet weniger streng. Was man fragen, sprechen muß, darf und muß gesagt sein. Es geht aber nicht um mündliches Schweigen allein,

sondern um die Haltung des Schweigens, die Verfassung, den innern schweigenden Zustand. Um das Schweigen der Gedanken, des Herzens, damit man Gott hört. Schweigen macht einsam, mitten in der Kommunität. Und doch entspringt in ihm jedes aufbauende Wort, jede Liebestat und jegliche Fröhlichkeit. Es schafft auch das der Arbeit entsprechende Klima.

Unsere Arbeitsräume sind geweißelt, hell getäfert und sehr gut eingerichtet. In der Webstube im untern Gang neben der kleinen Salve-Kapelle stehen ständig betriebene Handwebstühle und eine mechanische Spuleinrichtung. Neben der großen Klosterküche liegt das Refektorium, der klösterliche Speisesaal, am andern Gangende unter dem Gebetschor der Kirche das Kapitelhaus. Seine drei Fenster gehen in den Bienengarten. Das Kapitelhaus ist der große Raum für die Novizenkapitel, die allgemeinen Abstimmungen des Konventes unter Vorsitz des Abtes oder seines Stellvertreters, die nach kirchlicher Vorschrift über die Zulassung einer Postulantin zum Noviziat oder einer Novizin zur Profeß zu entscheiden haben.

Abends ist hier die geistliche Nachtlesung. Täglich wird hier ein Abschnitt aus der «Nachfolge Christi» von Thomas von Kempen vorgelesen. Dann kann es sein, daß inzwischen auf dem Fensterrahmen im Abendrot ein kleiner Vogel steht und pfeift. Und auch schon saß eine Biene auf meinen Kuttenärmel. Man hätte ihr lange sagen können, man sei kein Rittersporn.



In den Gehorsam eingetreten

Die Klausur ist das, was ein Mensch, auch ein junges Mädchen verlangt, wenn Gott vor seiner Seele aufgebrannt ist wie die Feuersäule vor den Augen der Israeliten am Roten Meer. Auch ein Mädchen führt der Herr dann in die Wüste. Wüste ist Vereinfachung. So erfuhren sie die Mönchsväter. Aber Vereinfachung im Sinn von sehr realem Kampf gegen sich selbst. In diesem Sinn zuerst. Auch ihr Einsatz, die Klausur, ist der Ort des unaufhörlichen Ringens um Selbstlosigkeit. Um die Einfachheit, die Demut ist. Um die Reinheit des Herzens, die Armut im Geiste ist, um die Seligkeiten der Bergpredigt. Kampf um die Liebe, die Gott ist (1. Joh. 4, 16). Durch den monastischen Gehorsam. Man kann sagen, der benediktinische Gehorsam ist die große monastische Vereinfachung. Er steht über der Klausur. Und man kann sagen, wer in ein benediktinisches Kloster eintritt, der tritt zuerst und vor allem in den Gehorsam ein.

Er kann verlangen, daß man die Klausur verläßt. Daß man auf die Felder des Fahr arbeiten geht. Dann verläßt man sie im Gehorsam, ohne sie zu verlassen — Äcker und Obstanlagen, unser Weinberg über Weiningen, Weiden und Wiesen der Limmat nach, die Allee und die Kiesgrube hinter dem Klosterwald, wo wir im Mai die Teeblumen für die Apotheke holen, ist dann alles unsere geliebte, erweiterte Klausur. Selbst Schlieren und Zürich wird zur Klausur, wenn uns der Gehorsam zum Arzt schickt. Und

II

Will wohl hingehen,
weg,
wo ich hingehöre,
zu den verbeulten Töpfen
unter dem Dach.
Da gibt es nichts von den
funkelnden und zarten Sachen,
nur tote Fliegen
und dürre Lindenblüten in Beuteln
aufgehängt,
Gotteslicht, Gotteslicht, am Besten
ich geh auf den Estrich,
Fliegen zusammenkehren,
weg aus den schönen Gesprächen,
in die zersprungenen Töpfe
und Kannen,
zuhinterst unter die Schindeln, weg
in die zerschlissenen Bienenkörbe
ins ganze Geramsche
zwischen Dach und Kamin
unter die Pferdedecke
Gnad mir Gott,
wo ich ins Dunkel gehöre, zerlumpt,
verbeult und voll Dummheit,
irgendwohin
um tote Fliegen zusammenzukehren
und zwischen die Latten zu knien,
wo es nichts gibt, keine Keramik
und keine schönen Gedanken,
nichts
als was ich bin.

die Welt und die Schweiz, Sankt Gallen und Bern werden Klausur, wenn eine der Lehrerinnen zu einem Fortbildungskurs im Dienste der Bäuerinnenschule beauftragt wird. Dann nimmt sie die Klausur in Geist und Herzen mit, genau wie die Heilige Regel es vorschreibt. Der Gehorsam ist dann die Klausur.

«Auf daß Gott in allem verherrlicht werde»

Unser monastischer Tag beginnt um halb fünf. Um fünf Uhr hat man im Chor zu stehen. Dann beginnt die erste liturgische Tagzeit, die Laudes. Darauf folgt die Betrachtung. Meditation. Das innere Gebet. Wer will, kann dazu Texte benützen: Bibel, Kirchenväter oder andere geistliche Autoren nach freier Wahl. Dann folgt die Eucharistiefeier.

Messe ist immer Kommunionfeier. Die Kommunion ist die Sonne in der Klausur. Die Sonne über der Wüste. Das Geheimnis des monastischen Lebens. Dazu und hier herein gehört die monastische Beichte. Sie ist für den Mönch das regelmäßige, große Mittel der Vereinfachung auf Gott hin. Man empfängt sie. Als Gnadengeschenk, als Kraftquelle, als Licht. Weil sie Sakrament ist. Als das große Mittel, die Wahrheit über sich selbst zu erfahren. Man muß die Beichte, wie das ganze mönchische Leben von der Messe her verstehen. Aber man muß wissen, was die Messe ist. Man muß damit vertraut sein, daß sie nicht eine symbolische Aufführung in wallenden Gewändern, mit Statisten, Kerzen und Blumen und Musik ist, sondern evangelische Wirklichkeit. Dann wird man auch begreifen, daß sie den Tag der Moniales, unseren täglichen Tag mitten ins Herzstück des Evangeliums hereinholt, ins Opfer Christi. Und damit unser Leben. Daß es hier innen beginnt, endet und sich vollendet, nicht für uns und unseretwegen, sondern für Gott und alle Menschen, die Kirche und die ganze Welt.

Mit dem «Ite missa est» der zweiten Messe schließt die erste Hälfte des Morgengottesdienstes. In schweigender Reihe geordnet, gehen wir hinab ins Refektorium zum kurzen Frühstück. Dann ist freie Zeit bis acht, eine halbe Stunde. Man kann jetzt die Zelle kehren und alles ordnen, die Sandalen putzen, eine Postkarte schreiben, einen Schleier ausbügeln oder eine Schürze waschen oder auch in den Garten laufen, um einen Kilometer zu marschieren. In zehn Minuten läuft man ihn leicht zwischen den Gemüsebeeten hinter den Bohnenstangen, auf dem schmalen Wiesenstreifen dem Kanal entlang, nur hängen einem dort die Erlen und die wilden Kirschenzweige ins Gesicht. Aber man kann sehr gut um diese Zeit einen bis zwei Kilometer laufen im frischen Wind mit den Vögeln zusammen. Acht Uhr Terz und Sext. Als Abschluß und Zusammenfassung des großen Morgengebetes, das täglich von halb fünf bis halb neun Uhr dauert, betet dann jede still an ihrem Platz im Chor, betrachtend den Rosenkranz. Unser «Morgenlob» dauert somit vier Stunden. Das Aufstehen ist darin ebensolch ein Lobopfer und ein Eingangspsalm, wie der Lauf in der Morgensonne dem Wasser entlang, hinter dem Drahtgitter ein Danklied und Hymnus ist, wie das kurze Frühstück Agape (gemeinsame

Mahlfeier der ersten Christen) ist und die geflickte Schürze ein Bekenntnis unserer Armut und unserer Geringheit. Alles ist darin. Alles hat im Schweigen zu geschehen unter Gottes Blick und in Fröhlichkeit des Herzens.

Von halb neun bis Viertel nach elf arbeiten wir.

Unser Abt, Abt Raimund Tschudy, bezeichnet als das «Mönchswerk schlechthin» das Opus Dei, das Göttliche Offizium. «Ein Mönch kann sich verschiedenen Werken, je nach Umständen widmen, das Göttliche Offizium bleibt für ihn das Mönchswerk schlechthin, dem der Vorrang vor allen monastischen Tätigkeiten zukommt, und zwar nicht bloß in der Bewertung, sondern auch im Raum, den es einnimmt.» (Aus seinem Werk: Die Benediktiner).

Wir läuten selbst vom sogenannten Glockenhaus, dem untern Teil des Turmes aus, zum Chordienst ins Göttliche Offizium: zur Laudes, Terz, Sext, Non, Vesper und Komplet und Matutin. Dieses große Gebet belegt ungefähr zweieinhalb Stunden unseres Tages. Es umfaßt acht, durch Arbeit und Erholung aufgeteilte Gebetszeiten (Horen). Unsere Regel selbst ordnet bis ins kleinste Aufbau und Aufteilung. Es stellt eine wechselnde Komposition aus den 150 Psalmen und andern Bibeltexten dar.

Das Opus Dei ist Gebet für die Menschheit und Gebet der Menschheit. Wir stehen dabei für alle vor Gott, in Vertretung aller. Wenn der Mönch Gottes Lob singt, ist er Menschheit.

In Haus und Feld

Auch unsere Arbeit ist Gotteslob im Sinne der Heiligen Regel: «Auf daß in allem Gott verherrlicht werde.»

Wir arbeiten im Haushalt, im Garten, im Feld, in Schule, Werkstätten und auf den Zellen. Man wird eingesetzt nach Art und Maß seiner Fähigkeiten, seiner Eignung, und im Hinblick auf das, was der Kommunität dient, die Feldarbeit macht hierin insofern eine Ausnahme, als man auch ohne besondere Fähigkeit dazu abbeordert wird, sei es zur Aushilfe in der Ernte oder zur seelisch-körperlichen Entspannung.

Unser klösterlicher Gutsbetrieb ist weitgehend technisiert und motorisiert. Aber es bleiben noch immer die Steine in der Naßmatt und die Disteln beim Schützenhaus. Wir haben die Setzlinge der Zuckerrüben zu jäten und den geschnittenen Klee an die Drähte zu hängen. Zum Trocknen. Wenn der Weizen reif ist, sind die Puppen zu stellen und im September, Oktober fahren wir mit den großen Standen, vom Traktor gezogen, an unsere Weinhalden über Weiningen. Die Feldarbeit bedeutet uns Lebensunterhalt, ist Askese und Sport, Zucht und Erholung, Härte und Entspannung im gleichen und stellt auf gesunde und natürliche Weise das seelisch-leibliche Gleichgewicht immer wieder her, das notwendig ständig unter Belastung steht, schon allein dadurch, daß wir in voller Bewußtheit täglich unsere Tagesordnung als Observanz, als geistliche Übung durchzuführen haben.

Einige sind im Klosterhaushalt voll beschäftigt. Wenigstens vier von

... und unten blühen Königskerzen

III

Ich sagte ja, es wird aufbrechen
und fliessen,
durchdringen und selig machen
rundum
bis tief in die Welt
und noch weiter,
süss, neu und umarmen.
wer es nicht ahnt.
Wenn er eben vom Markt kommt,
mit Fischfilet vielleicht
und Melonen,
es trifft ihn,
umarmt ihn auf der Brücke
und sagt:
Du bist mein.
So geschieht es nun
mit den Menschen der Welt
aus meinem Herzen.
Ich sagte ja,
wenn es aufbricht.
Und alle Menschen sind nun mein.

uns richten die tägliche Gemüse- und Obstzuteilung für die Küche. Zwei Schwestern, ohne die Kochlehrerin mit ihrer Abteilung, führen sie.

Die Geflügelfarm wird von Schwester Barbara nach modernsten Anregungen betreut und ist, besonders zur Kükenzeit mit 500 Küken eine Welt für sich, die nicht nur Suppenhuhn und Ei bedeutet. Sie erkennt darin jenen, der «wie eine Henne ihre Küklein sammelt», nicht weniger als in ihrem liturgischen Gebet am Morgen.

In der Nähstube arbeiten drei erfahrene Schwestern an laufenden Dringlichkeiten. Daneben liegt die kleine Schusterei, die durchaus ernst zu nehmende, solid arbeitende Reparaturwerkstätte. Im Bügelzimmer stellen die zwei Sakristaninnen die liturgischen Gewänder bereit.

Ein besonderer Aufgabenkreis ist die Pforte und der Dienst im Gästeflügel. Schwester Ruth erlebt die merkwürdigsten Dinge. Kommt da jemand und will für sich und seine Begleiterin Eintrittskarten kaufen. «Zwei bitte», sagt er am kleinen Glasschalter. Schwester Ruth versteht nicht. Aber dann sagt der Mann, er möchte das Museum besichtigen. «Wir sind kein Museum», erklärt Schwester Ruth freundlich. Man muß es ihr auf den ersten Blick glauben. Andere sind der Meinung, Fahr sei eine Irrenanstalt. Schwester Pförtnerin bleibt auch in diesem Fall höflich. Meistens aber wollen die Besucher Kräpfli und Heilwasser kaufen. Sehr oft sind es Arme, die aus der Klosterküche mehr oder weniger regelmäßig ihr Essen beziehen, oder Leute auf der Durchreise, die um eine Unterstützung bitten oder auch bloß eine Auskunft haben wollen. Schwester Pförtnerin versteht alles sehr gut und sie weiß auch mit allen Reisenden aller Branchen gut umzugehen. — Unsere Regel nimmt Pfortendienst und Betreuung der Gäste sehr ernst und widmet ihnen ein eigenes Kapitel. Schwester Jakoba arbeitet in Treibhaus und Garten. Eine kleine Gartentruppe steht ihr zur Verfügung. Sie ist ausgebildete Gärtnerin und arbeitet auch in der Schule.

Schwester Sarah besorgt die leichteren Reparaturarbeiten in Zellen und Gängen und ersetzt mit ihren zwei Hilfsarbeiterinnen gelegentlich richtige «Fachmänner». Eine kleine Werkstatt über der Obstdürre dient ihr zu Ablauge- und Malerarbeiten, zum Glasen und als Lagerraum. Sie hat auch die Klostergänge frisch geweißelt. Dabei sang sie halblaut von der Bockleiter herab, während sie mit dem Spachtel die Diele flickte. «Singen ist nicht Sprechen», sagt sie.

Schwester Charlotte entwirft die Fahrer Paramenten, liturgische Gewänder und Bekleidung der Altäre. Die Paramentik, die unsere Mutter Priorin ins Leben rief, hat sich überaus rasch entwickelt. Diese Werkstätten, Webstube, Stickzimmer und Schneiderei stellen eine eigene kleine Industrie dar.

Drei Hauswirtschaftslehrerinnen wirken an der Bäuerinnenschule des Klosters. Sie wurde 1944 gegründet und 1966 durch einen Neubau erweitert und ist heute weitherum geschätzt. Die religiöse Fortbildung der jungen Bäuerinnen, wie einzelne Fächer der Betriebslehre liegen beim Pater Probst, einem Agrar-Ingenieur mit ETH-Diplom.

Einzelne Schwestern arbeiten auf der Zelle. Am Gobelinstickrahmen für Liebhaber-Kunden, oder an der Schreibmaschine. Alles ist monastische Arbeit im größtmöglichen Schweigen, reale, exakte Terminarbeit meistens. Echte Mönchsarbeit. Um elf ein Viertel läutet es vom Turm zum Partikularexamen. Jede besinnt sich in stiller Gewissenserforschung über ihr monastisches Tagewerk der ersten Halbzeit und dessen Wert vor Gott. Dann geht man zur Non in den Chor. Um halb zwölf ist Mittagessen. Wieder zieht man reihenweise geordnet, schweigend ins Refektorium.

Auch die Mahlzeiten sind hineingenommen

Die monastischen Mahlzeiten sind hineingenommen in den Gottesdienst, in den steten «Wandel vor Gott» durch das liturgische Tischgebet, Psalmtexte, die man stehend in einem eigenen kleinen Zeremoniell betet. Tischleserin und Tischdienerin treten ihr Amt am Sonntag an und empfangen es als eigentlichen Auftrag, im Anschluß an die Liturgie im Chor mit eigener Weihe. Monastische Mahlzeit ist Vorwegnahme «des Königlichen Gastmahls» zu dem wir alle geladen sind: Krüppel, Lahme, Blinde und Taubstumme, und das uns der Herr selbst bereit hält. Die Tischlesung beginnt stets mit einem kurzen Abschnitt aus der Bibel.

Hierauf werden ein paar Seiten aus einem wertvollen Buch historischen Inhalts oder kirchliche Nachrichten vorgelesen. Zum Schluß das Tageskapitel der Heiligen Regel.

Wir sitzen nur auf der Seite mit der Wand im Rücken. Mutter Priorin und Frau Subpriorin oben an kleinem Tisch in der Mitte. Der klösterliche Tisch ist, wie die Regel vorschreibt, sowohl der Auswahl wie der Quantität entsprechend, nicht einseitig und immer sorgfältig zubereitet. Mit viel Gemüse und Obst, auch Rohkost, im Sinn der Vitaminlehre unserer Kochlehrerin. An Festtagen reicher, an Kirchen- und Regularfasttagen einfacher.

Bis ein Uhr freie Mittagspause. Ruhe auf der Zelle oder entspannender Spaziergang im Garten. Oder Lektüre oder Handarbeit, oder Musik: Klavier, Flöte, Geige, meistens jedoch nur auf Programme hin, auf die kleinen Hausfeste, Profeß- oder Namenstag der Obern, auf Fastnacht oder Sankt Niklaus, wo die sogenannten «Benedicite» stattfinden: Mittagstisch ohne Silentium, mit kleinen Rezitationen oder musikalischen Einlagen. Wir lieben aber die kleine mittägliche Stille im Sinn der Heiligen Regel sehr, und der monastische Werktag bedarf dieser Zäsur. Seine zweite Halbzeit verlangt nicht weniger geistiges und körperliches Training, nicht weniger anstrengenden Dienst als der Morgen.

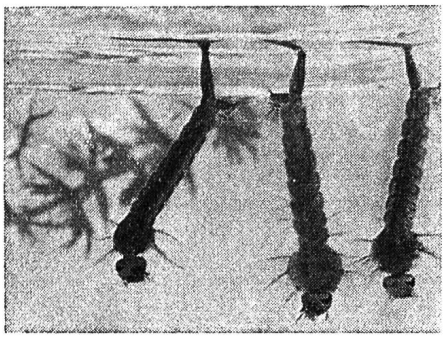
Die Arbeit am Nachmittag dauert bis zum Vesper-Kaffee um drei Uhr. Dann singen wir die Vesper und schließen unten in der Kapelle den Salve-Regina-Hymnus an unsere Liebe Frau an. Ihr Bild, das Bild der schwarzen Madonna von Einsiedeln, steht in getreuer Nachbildung in dem kleinen Heiligtum im untern Gang. Darauf folgt die private geistliche Lesung in der Zelle, und man geht erneut an seine Arbeit bis zur Matutin um halb sechs.

Zeichnungen Lis Moser

Vier Photos

Reihenfolge der Bildthemen: Struktur, Mensch, Tätigkeit, Umwelt.

Bilder 1 bis 3 von Candid Lang: Fliege, Maske, November,
Bild 4 von Karl Opitz: Matsch



KLEINE DINGE

Von Willy Gamper

Mücken

Daß Stechmücken nicht zu unseren sympathischen Hausgenossen gehören, darüber sind wir uns einig. Gerade die allgemeine Abneigung möchte aber für einmal der Grund sein, weshalb wir uns mit ihnen beschäftigen.

Die herbstliche Kühle treibt die ungebetenen Gäste in unsere Häuser. Da sitzen sie dann an den Wänden, mit hocherhobenen Hinterbeinen, aufgewölbtem Buckel und gesenktem Kopf, die blutsaugenden Weibchen mit drohend vorgerecktem Stechrüssel (die Männchen mit ihren zierlichen Federfühlern ernähren sich auf harmlosere Art von süßen Pflanzensäften). Mit Vorliebe während der Nacht machen sie sich dann an ihre Blutmahlzeit. An einer weichen Stelle durchbohrt die Mücke mit ihren feinen, nadelscharfen Stechborsten unsere Haut. Durch die winzige Wunde führt das Insekt seinen Saugrüssel in die Blutbahn ein. Damit das Blut nicht gerinnt sondern dünnflüssig und trinkbar bleibt, mischt die Mücke ihm jetzt etwas Speichel bei. Das ist dann der Moment, wo wir zuschlagen – weils juckt!

Der geringfügige Blutverlust, sogar

Das Nachtessen verläuft kürzer, aber sonst gleich wie der Mittagstisch. Nachher ist Erholung.

Durch die Mauern

Die unserem geschlossenen Leben arteigene Erholungszeit ist an sich der Sonn- und Feiertag mit wenigstens vier Stunden völliger Bewegungsfreiheit zu Schweigen, Stille und Alleinsein in Chor, Zelle oder Garten. Auch der tägliche Werktag schenkt uns mittags diese glückliche halbe Stunde. Abends haben wir uns immer zur gemeinsamen Erholung einzufinden, solange das Wetter es zuläßt, draußen vor der Josefshalle. Über die klösterliche Rekreation sagt Theresa von Avila: «Was würde aus unserem kleinen Hause, wenn sich jede befleißigte, das bißchen Geist, das sie hat, noch verflüchtigen zu lassen. Daß doch in Demut eine jede zeige, was sie davon besitzt, um damit den andern eine Erholung zu bereiten.»

Vor der Josefshalle liegt ein kleiner Rasenplatz. Wer Lust hat und eine Gefährtin findet, kann hier Federball spielen. Es gibt hier auch immer eine Menge Vögel, weil in der Nähe der Hühnerhof mit dem kleinen Bassin für die jungen Entlein liegt. Überm Fluß drehen sich noch die Krane auf den Fabrikarealen. Durchs Drahtgitter sieht man die schönsten Fische im kleinen Klosterkanal daherjagen.

Eine hat eine grüne Plastiktasche neben sich, eine andere ein uraltes Kräuterkörbchen, darin rote und blaue Wollknäuel, an denen sie stricken. Für den klösterlichen Armendienst. Für die ganz kleinen Pfleglinge der Benediktus-Schwestern.

Wir haben versucht, das klausurierte Leben der Moniales im Fahr hier aufzuzeigen. Es läßt sich nicht klausurieren. Nichts läßt sich weniger klausurieren als das klausurierte Leben. Es bricht von selbst als Strahlung durch die Mauern. Die Schule ist ein Beweis dafür. Ein anderer ist die Liebe als tätige Hilfe: die neugegründete Kommunität der Fahrer Benediktus-Schwestern. Vom Fahr aus gehen sie zur Familien- und Pfarreihilfe in die umliegenden Gemeinden. Sie bilden eine Kommunität für sich, sind als eigentliche Ordensgemeinschaft geplant, ausgebildete Pflegerinnen, die in sozialer Wirksamkeit das benediktinische Ora et Labora helfend und dienend erfüllen. Sie sind der Beweis, daß das achthundertjährige klausurierte Fahr den Ruf der Zeit nach werktätiger Liebe im Geist des Evangeliums zu beantworten sucht.

Über uns braust eine Riesenmaschine auf Kloten zu und verschlägt uns das Gespräch. Wir lachen und plaudern hier draußen im sinkenden Abendlicht über all das, was sich tagsüber, des Silentiums wegen nirgends anbringen ließ, über praktische Probleme der Arbeit, über Schwierigkeiten im liturgischen Dienst, über komische kleine Versehen, während die Flußvögel lärmen. Manchmal fliegen zwei Wildenten mit langen Hälsen am gelben Himmel gegen das Fischerhaus zu. Es kommt auch vor, daß ein Lautsprecher von Schlieren her schallt. Es handelt sich dabei um einen fahrenden Früchtehändler mit Jazz-Begleitung durchs Mikrophon, man versteht ab und zu ein Wort: «darling» und «Tomaten», mehr nicht. Alles ist zu weit weg.

Eine redet von Taizé und Grandchamp, und immer endet man bei den Erneuerungen des Konzils und den Einheitsbestrebungen der Christenheit. Wir beten täglich um die Einheit unter den Christen.

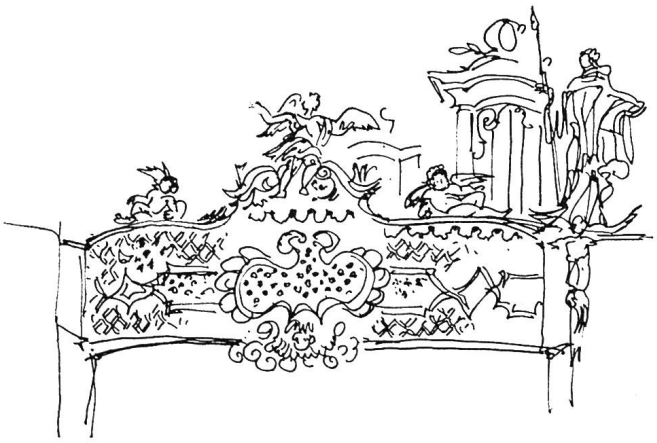
Es kommt vor, daß uns Mutter Priorin abends über politische Ereignisse informiert, und immer ist es Welt und Kirche in ihrem historischen oder aktuellen Zusammenhang, was unsern kleinen Gesprächen die Weite verleiht, über die Dinge des Tages und die Klausur hinaus. Immer aber sinkt es da und dort gleich wieder herein in ein stilles vertrauliches Wort über Gott, Seele und Gnade. Die Runde ist zwanglos.

Eine wickelt eine Strange Wolle auf den Knäuel und läßt sich dabei den neuen Klostertraktor oder den Mähdrescher erklären. Eine hat aus dem Erbsenfeld ein Pfauenauge heimgebracht oder aus dem Röhricht zuunterst im Werd eine wilde gelbe Iris. Oder ein wundersam seidenpapierenes Wespennest, und man diskutiert daraufhin eifrig die Schädlingsbekämpfung auf den Fahrer Klosterfeldern.

Und mitten im Satz schlägt die kleine Kompletglocke an im Turm — großes Silentium. Wir gehen über die Gießenbrücke ins Haus.

Und unser Herz begreift nach dieser halben Stunde voll Einfalt und Fröhlichkeit so gut, was das erleuchtete Buch der Nachfolge Christi uns sagt: «So möge denn einer, der die Armut und Geringheit seiner Person überdenkt, daraus keine Trauer oder Niedergeschlagenheit schöpfen, vielmehr Trost und großen Frohsinn, weil Gott die Armen und Demütigen und in dieser Welt Verachteten sich zu Vertrauten und Hausgenossen erwählt hat.»

Das ist der Beweis für die monastische Wahrheit, für den Goldgehalt unseres mönchischen Tages und Lebens, wenn es uns gelingt, abends in der gemeinsamen Erholung unter allen Umständen und auf jeden Fall zu plaudern und zu lachen, einfach und in Fröhlichkeit wie Kinder, in der Sorglosigkeit jener evangelischen Blumen und Vögel, von denen der Herr sagt, daß sie dem Vater gehören, und mit denen er wahrscheinlich die Moniales, sehr wahrscheinlich auch die Benediktinerinnen vom Kloster Fahr meinte.



Mücken

der Juckreiz wären allenfalls zu verschmerzen; daß aber der Speichel mancher stechender Mückenarten, vorab in den Tropen, mikroskopische Organismen enthält, die beim Menschen eine ganze Anzahl schwerer Krankheiten erzeugen, kann uns nicht gleichgültig sein. Daher versuchen wir mit allen Mitteln, die Überträger zu vernichten. Das vielgeübte Zerschmettern an der Wand hat sich als das untauglichste Verfahren erwiesen. Viel erfolgreicher ist die Bekämpfung an den Brutstätten. Mücken verbringen ihre Jugend im Wasser. Stehende Gewässer jeder Art, selbst die unscheinbarsten Pfützen, dienen den legereifen Weibchen als Ablagestellen für ihre schwimmenden Eier. Aus den schiffchenartigen Eipaketen unserer Stechmücken schlüpfen Larven, die in Ruhestellung kopfunter an der Wasseroberfläche hangen, so wie es unser Bild zeigt. Aus ihrem Hinterleib ragt ein Atemrohr, das ihnen die Aufnahme atmosphärischer Luft ermöglicht. Ein öliges Sekret hindert das Wasser am Eindringen in den geöffneten Schnorchel. Beim Tauchen wird das Rohr durch wasserdichte Klappen verschlossen.

Diese belanglos erscheinenden biologischen Tatsachen ermöglichen dem Menschen den erfolgreichen Kampf gegen die Mückenplage und damit gegen viele schlimme Krankheiten. Er kann die Brutstätte trockenlegen. Dadurch unterbindet er die Fortpflanzung der Mücken. Er kann die Oberfläche kleinerer Gewässer mit einem Petroleumfilm überziehen und damit die Larven ersticken. Biologisch richtiger allerdings ist das Einsetzen geeigneter Fischarten. Sie machen dann der Mückenbrut auf völlig natürliche Weise den Garaus.

Das Beispiel soll zeigen, daß der zerschmetternde Schlag nicht immer den größten Erfolg verspricht. Oft ist der intelligente Umgang mit dem Vergrößerungsglas und das geduldige Studium der Lebensgewohnheiten eines Schädlings letztlich bedeutend wirkungsvoller als die rohe Gewaltanwendung.